

Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.

Nr. 3.

Halle a. d. S., Sonntag den 4. Januar

1891.

[32]

Der beste Freund.

Roman
von Ludwig Habicht.

Die Aufmerksamkeit der guten Leute war jetzt nur auf die Wiederherstellung des Verwundeten gerichtet; sie hatten nicht mehr Zeit und Lust, ihn wegen Eugenie entgegenzutreten, die sich wehrlos an ihn anlehnte. Sie war jetzt wieder viel allein. Wohl stattete sie auch den Verwandten in Dresden Besuche ab, doch das Verhältnis zu ihrer Schwägerin war nicht so innig geworden, wie das zwischen der jungen Frau und Martha, die täglich bei Seidels, überhaupt mehr in Dresden als in Koschwitz war. Dadurch war Eugenie, die schon durch die Trauer um ihren Bräutigam sich nach Zurückgezogenheit sehnnte, meist auf sich angewiesen und die Besuche des Barons waren ihr in ihrer Einsamkeit doppelt willkommen. Sie konnte dieselben mit um so größerer Unbefangenheit empfangen, als Seldenberg streng den freundschaftlichen, brüderlichen Ton beibehielt, den er seit ihrer Verlobung und ganz besonders seit das Unglück über sie hereingebrochen war, angenommen hatte. Ihre Unterhaltung drehte sich zumeist um den verstorbenen Bräutigam und es war für Eugenie eine wahre Wollust, sich so recht in ihren Schmerz zu versenken und jemand neben sich zu haben, der den Verlorenen so geschätzt und so tiefe Einblicke in sein innerstes Wesen gehabt hatte, wie Seldenberg. Dieser wußte, daß nichts so geeignet ist, das Herz einer neuen Liebe zu öffnen, als wenn der Trauernde mit einem Freunde oder einer Freundin des Verlorenen ihn beklagt. Unvermerkt tritt das Bild des Lebenden an die Stelle des Toten, an der Flamme des Totenopfers entzündet sich oft die Fadel, welche zum neuen Traualtar leuchtet.

So ging alles nach Wunsch, ja, in der letzten Zeit hatte Baron Seldenberg eine Bekanntschaft gemacht, die ihm sehr angenehm war und von der er sich ebenfalls einen Vorteil versprach, abgesehen davon, daß sie ihm mannichfache Unterhaltung bot. In der Konditorei auf der Brühl'schen Terrasse, in welcher sich die Herren der vornehmeren Gesellschaft Dresdens zusammenzufinden pflegten, war seit kurzem ein alter Herr erschienen, dessen etwas altmodische, aber gewählte Kleidung, dessen blendend weiße, spitzenbesetzte Zaboits und Manchetten mit den sehr werthvollen Brillantknöpfen und dessen schneeweißes Haar ihm ein sehr vornehmes Ansehen gaben. Es kannte ihn niemand und er schien auch nicht das Bedürfnis zu fühlen, mit irgend jemand eine Bekanntschaft anzuknüpfen, sondern saß, eine Tasse Chokolade schlürfend, in das Lesen einer Zeitung vertieft, abseits an einem kleinen Tische. Eines Tages war der alte Herr etwas später als gewöhnlich gekommen, er hatte seinen Lieblingsplatz besetzt gefunden und mit einer Verbeugung an dem Tische Platz genommen, an welchem der Baron sich soeben niedergelassen. Dieser hatte ihm die Zeitung, nach der er sich umsah, zuvor kommend hingereicht und als der andere, über diese Aufmerksamkeit erfreut, höflich gedankt, war man bald in eine lebhaftere Unterhaltung gerathen. Die beiden trafen sich jetzt regelmäßig, plauderten miteinander, spielten eine Partie Piquet und schlenderten auch wohl zusammen durch die Stadt. Seldenberg entsaltete wieder einmal seine ganze bestirrende Liebeshörigkeit und der alte Herr ward ebenso von ihm eingenommen, wie es seiner Zeit Anton Seidel gewesen war.

Er erzählte dem Baron, daß er von Geburt ein Deutscher, in Amsterdams Schiffsrheder gewesen sei, Frau und Kinder durch den Tod verloren habe, jetzt in seinem Alter ganz allein stehe und nach Deutschland zurückgekehrt sei, dessen vorzüglichste Städte er in der Absicht bereise, denjenigen Ort auszusuchen, wo er sich niederlassen wolle, um seine Tage zu beschließen. Dresden gefiel ihm, er hatte nicht übel Lust, sich daselbst anzukaufen und dem Baron kam eine Idee. Er betrachtete das Seidel'sche Landhaus in Koschwitz schon halb und halb als sein Eigenthum und hatte darüber nachgedacht, wie es sich wohl in Zukunft am vorteilhaftesten verwerthen lassen

könne, da es gar nicht in seinem Plane lag, viel länger als zum Gelingen seiner Anschläge erforderlich war, in Dresden zu bleiben. In Helms, so nannte sich der alte Herr, hatte er möglicherweise einen willigen Käufer gefunden, dessen Zahlungsfähigkeit über jeden Zweifel erhaben war, denn obgleich der Mann nie über sein Vermögen sprach, ging doch aus allen Aeußerungen, die er unwillkürlich that, zur Genüge hervor, daß er große Reichthümer besitzen müsse.

Seldenberg hätte nicht der sein müssen, welcher er war, wenn nicht in ihm Gedanken und Pläne aufgestiegen wären, sich von jenen Reichthümern mehr anzueignen, als ihm durch den Verkauf des Landhauses im günstigsten Falle zustießen konnte, das lag aber doch noch im Schooße der Zukunft. Vorläufig war es ihm darum zu thun, den alten Herrn Helms in Dresden festzuhalten. Er überredete ihn daher, sich doch einige Besitzungen in der Umgegend anzusehen, und schlug vor, ihn in einem bescheidenen Hause einzuführen.

Helms erklärte sich damit wohl zufrieden, und so fuhr sie an einem schönen September-Vormittag nach Koschwitz. Sie fanden beide Schwestern zuhause, und Seldenberg stellte seinen Freund, Herrn Helms, vor.

Eugenie empfing den Gast freundlich und unbefangen, über Martha's Gesicht flog aber bei seinem Anblick ein Schatten des Schreckens oder Staunens, ihre Stimme bebte leicht, als sie ihn begrüßte, die Anwendung ging aber schnell vorüber, und sie sprach mit dem Fremden höflich, aber doch mit jener Zurückhaltung und Kälte, welche ihr ein durch den Baron eingeführter Gast nun einmal hervorrief.

Helms schien davon wenig zu merken, er beschäftigte sich überhaupt nicht viel mit Martha, die ältere Schwester schien ihm weit mehr zu interessieren, und wäre sein weißes Haar und sein vorgerücktes Alter nicht gewesen, dem Baron hätte die Besorgniß aufsteigen können, sich einen Nebenbuhler ins Haus gebracht zu haben.

Beim Abschiede bat der alte Herr, seinen Besuch recht bald wiederholen zu dürfen, kam schon am zweitnächsten Tage wieder und ward von da an ein täglicher Gast in der Villa, deren Garten und Park jetzt im Schmucke des Herbstes einen köstlichen Aufenthalt boten, und wo er bei den Damen, zu denen sich auch häufig die Baronin Wallwig gesellte, eine ihm sehr zugewandte Unterhaltung fand.

Korte und sein räthselhaftes Verschwinden bildete fortwährend einen hervorragenden Gegenstand des Gespräches, es war doch aber unmerklich, daß die tiefe Trauer um ihn bei Eugenie milder ward und sich an seine Stelle, ohne daß sie es selbst wußte, ein anderes Bild zu schieben begann. Helms, der in seiner feinsten beobachtenden Weise die Bemühungen des Barons längst erkannt hatte, kam ihm geräuschlos und doch sehr wirksam zu Hilfe, indem er die Baronin und auch Martha, welche jetzt wieder häufiger zuhause war, unterhielt und seinem Freunde auf diese Weise Gelegenheit verschaffte, sich ganz ungehindert Eugenie zu widmen. Die jüngere Schwester mußte jetzt jeden Widerstand gegen seine Bewerbungen aufgeben haben, denn sie versuchte nie mehr dazwischen zu treten und konnte ruhig mit Helms und der Baronin an einem Ende des Gartens sitzen, während Eugenie und Seldenberg sich an dem andern befanden.

Bei einer solchen Gelegenheit war denn auch das Gespräch auf die Ermordung des Barons Wallwig gekommen; Helms, der davon noch nichts gehört hatte, zeigte sich besonders theilnehmend und konnte sich mit Fragen und Erkundigungen gar nicht genug thun. Endlich sagte er kopfschüttelnd: „Es mag ja eine irrige Ansicht von mir sein, ich glaube aber nicht daran, daß es ein Verbrechen giebt, dessen Urheber nicht zu entdecken wäre, wenn der rechte Ernst und der rechte Scharfsinn angewendet würden.“

Ver-
tiefes
liche
glick
Ber-
An-
was
eben
Nübe
licht-
fen,
g zu
eben,
oder
daß
treise
lang-
viel-
der
f die
von
vgl.)
renge
zu
falter
diesen
ver-
ts im
den
Nots-
das
Aus-
hin-
ste ist
nteste
den.
*
idium
bl.
Nebst
1885.
ebt in
Open
illien-
e An-
i und
e ein-
stem
vielen
in sich
estlich
a mit
erfüllt
tenen,
urzel.
d ge-
man
anzelme
acker
ber-
t ge-
von
Die
a mit
Ein
leuter
tionen
selnd
upito

„Wir befinden uns hier auf einem Boden, der Ihrer Behauptung widerspricht,“ entgegnete die Baronin, „es sind binnen kurzem zwei Thaten hier verübt worden, deren Urheber nicht entdeckt sind.“

„Verzeihen Sie, der Mörder des Herrn Anton Seidel ist ermittelt,“ entgegnete Helmke, dem Martha's Beziehungen zu Kurt Westmühl nicht bekannt zu sein schienen, und das junge Mädchen hielt es auch nicht für notwendig, ihn darüber aufzuklären, „über das Verschwinden des Professors Korte sind die Alten noch nicht geschlossen. Seit dem Tode des Herrn Barons sind aber Jahre hingegangen; ich an Ihrer Stelle, gnädige Frau, hätte nicht geruht, ein Nagel würde sich doch gefunden haben, an welchen die Fäden angeheftet gewesen wären.“

Vetroffen von der Uebereinstimmung des zufällig gewählten Bildes mit der Wirklichkeit, rief Natalie unbedacht: „Ein Nagel hat sich in der That gefunden.“ „Was für einer?“ fragte der alte Herr eifrig, aber eingebend der früher von Martha erhaltenen Warnung verstummte die Baronin.

Statt ihrer nahm jene das Wort: „Ein Nagel, nicht bildlich, sondern in natura, Herr Helmke, ich glaube, du kannst unserm Freunde unbedenklich die seltsame Geschichte erzählen,“ fügte sie zu der Baronin gewendet hinzu.

Diese ließ sich denn auch nicht lange bitten, erzählte von der Nachgrabung, die sie in Wiesbaden hatte anstellen lassen, schloß aber mit den Worten: „Die Sache führt auch zu nichts; Sie sehen, Herr Helmke, ich besitze den Nagel und vermag doch keinen Faden daran zu heften.“

„Das läme noch auf einen Versuch an,“ lächelte Helmke. „Sie machen ja eine Miene, als wären Sie gar nicht abgeneigt, diesen Versuch anzustellen,“ scherzte Martha.

„Das wäre ich auch nicht,“ entgegnete der alte Herr ganz ernsthaft. „Ich habe stets eine wahre Passion dafür gehabt, Verbrechen aufzuspüren, ich glaube, an mir ist ein Kriminalist verloren gegangen,“ schmunzelte er selbstgefällig. „Jetzt habe ich in der Gotteswelt nichts zu thun, das Geld besitze ich auch, um meinen Liebhabereien zu fröhnen, wenn Sie mir den Nagel anvertrauen wollten, Frau Baronin, ich reise durch die halbe Welt, um den Stoch zu finden, von dem er abgehrochen ist.“

Natalie tauschte schnell einen Blick mit Martha und sagte dann: „Sie sollen ihn haben, Herr Helmke.“

„Ich werde mir erlauben, ihn mir bei Ihnen abzuholen,“ erwiderte der alte Herr sich verbeugend. In einiger Entfernung vernahm man jetzt die Stimme Eugenien und des Barons und Helmke flüsterte schnell: „Bitte, bitte, kein Wort von der ganzen Geschichte gegen meinen Freund Seldenberg, er spottet schon so viel über meine Neigung, Verbrechen aufzuspüren und würde es für eine Tollheit erklären, mit Hilfe eines verrosteten Nagels einen verjährten Mord ahnden zu wollen.“

Die Baronin konnte ihm nur durch ein stummes Nicken antworten, denn Seldenberg und Eugenie waren jetzt schon in Hörweite. Der erstere hatte aus der Ferne das lebhaft und ernste Gespräch bemerkt und da er gern von allem, was vorging, unterrichtet sein wollte, seine Schritte verdoppelte, um noch etwas davon zu erfassen. Es war ihm nicht gelungen, er suchte deshalb Helmke auszuholen, indem er auf der Heimfahrt scherzend zu ihm sagte: „Es ging ja heute sehr lebhaft zwischen Ihnen und den beiden Damen her, welcher von beiden machen Sie eigentlich den Hof?“

Helmke, der in einer bequemen Stellung in der Wagenecke

gelehnt hatte, richtete sich auf und sagte in einem drohlig ernsthaften Ton: „Mein lieber Baron, gestatten Sie mir die Bemerkung, daß Sie ein Undantbarer sind.“

Der Baron lachte laut auf, der Vorwurf klang in den holländischen Rehlauten, mit welchen Helmke das Deutsche sprach, doppelt komisch.

„Ein Undantbarer sind Sie,“ wiederholte der alte Herr, „ich mühe mich ab, die Damen zu unterhalten, schilbere ihnen Amsterdam, daß sie sich blindlings darin zurecht finden könnten, lasse mir von Frau v. Wallwitz eine lange Abhandlung darüber halten, ob es sich mehr empfehle, die Gemälde-Gallerie allein oder in Gesellschaft zu besuchen, und das alles nur, um Ihnen die Möglichkeit zu verschaffen, sich ungestört mit der Dame Ihres Herzens besprechen zu können.“

„Mit der Dame meines Herzens,“ wiederholte Seldenberg, der nun die heute verhandelten Gesprächsthemen erfahren zu haben glaubte, mit einem schwärmerischen Augenausschlag. „Wenn Sie wüßten, wozu wir gesprochen haben!“

„Kann ich mir denken, von dem verstorbenen Verlobten,“ erwiderte Helmke trocken, „schadet nichts, der Todte ist der beste Freierberber für den Lebendigen.“

„Sie glauben wirklich, daß ich Hoffnung habe?“ rief Seldenberg, Helmke's Hand ergreifend, „o, wenn Sie wüßten, wie ich Eugenie liebe!“

„Und sie liebt Sie nicht minder, das sieht jeder, wer Augen hat; auf alle Fälle greifen Sie nur bald zu,“ lachte Helmke, „das ist mein freundschaftlicher Rath.“

„Das geht doch nicht; Korte ist erst gar zu kurze Zeit todt.“

„Wissen Sie überhaupt gewiß, daß er todt ist?“ warf Helmke ein.

Der Baron fuhr erschrocken auf. „Wie kommen Sie auf den Einfall? Haben Sie irgend etwas gehört?“ fragte er schnell und athemlos.

„Da sehe einer den eifersüchtigen Liebhaber, den schon ein Schatten erschreckt,“ lachte Helmke, „nein, ich habe nichts gehört und wüßte auch wahrlich nicht von wem; ich bin aber ein alter Schiffsheber, an den auf Grund von Todesfällen seiner Leute oft die maßloseten Ansprüche seitens der Hinterbliebenen gestellt worden sind, und da habe ich es mir zum Grundsatz gemacht, niemals an den Tod eines Menschen zu glauben, bis ich seine Leiche gesehen oder wenigstens die amtliche Bescheinigung seiner Beerdigung in der Tasche hatte.“

„Ein sehr weiser Grundsatz in Ihrem Falle, er sparte Ihnen viel Geld,“ scherzte der Baron, „hier aber nicht anwendbar. Es giebt Augenzeugen, daß Korte in die Elbe geworfen ist.“

„Das habe ich auch gehört, dennoch könnte es ein falsches Gerücht sein. Wärs gar nicht denkbar, daß der Professor sich unsichtbar gemacht hätte und eines schönen Tages wieder auftauchte?“

„Unmöglich, er war der solideste Mensch von der Welt, wo sollte er denn hingekommen sein?“

„Was weiß ich? vielleicht ist er auf der Jagd nach einer alten Schartele — solchen Studengelehrten ist alles zutrauen.“

„Nein, nein, Sie irren sich, Korte ist todt,“ beharrte Seldenberg, sein Widerspruch machte den alten Herrn immer hartnäckiger, er erging sich in den abenteuerlichsten Mathematischen, wo der Professor hingerathen und wie er eines schönen Tages wieder zum Vorschein kommen könne, und wiederholte dabei immer: „Machen Sie sich die Sache fest, kommt er dann wieder, so hat er das Nachsehen.“

(Fortf. folgt.)

Der Ketter.

Eine Gemisch-romantische Geschichte.

I.

Sugo und Rosa liebten sich, wenn auch mit Hindernissen. Aber sind Hindernisse nicht der Prüffstein der wahren Liebe? Doch ich will meine Leser nicht mit philosophischen Betrachtungen hinhalten und gehe nach dieser notwendigen Einleitung sofort zu meiner Geschichte über, indem ich ihnen die sich nun schon seit sechs Wochen beharrlich Liebenden vorführe. Sugo war Apothekergehilfe, was ihn aber nicht verhinderte, arm zu sein.

Indessen der liebende Künftling der Novelle muß ja stets arm sein, wo bliebe sonst die Romantik?

Wenn nur sie Geld hat.

Und Rosa hatte viel Geld. War sie doch das einzige Kind von Leo Bbb, dem Kommissionsrath, der lange „in Döhlen“ gemacht und sich dabei selbst gemacht hatte.

Er hatte sogar einen Orden. Derselbe war etwas geheimnißvoller Art, aber es war ein wirklicher Orden.

Man munkelte von Monaco, Montenegro oder einem sonstigen Reichthum. Nur so viel stand fest, daß er ihn in der That für seine „Verdienste“, nämlich für eine unbezahlt geliebene Döhlenlieferung erhalten hatte.

Diese Auszeichnung war kein Segen für ihn gewesen.

Er legte zu großen Werth auf sie, ja, es ging sogar das dunkle Gerücht, daß der geheimnißvolle Stern auf allen seinen Nach-



henden aufgenäht sei. Er war stolz geworden, und sein Herz, welches sich ohnehin immer mehr den Dämonen zugeneigt hatte, ward den unglücklichen Menschen, die seinen Orden besaßen, ganz entfremdet.

Und Hugo hatte keinen Orden; nicht einmal einen Koburger. Doch was fragte die Liebe danach. Vielleicht liebte ihn Rosa gerade um dieser trostlosen Verworfenheit seiner Knopflöcher desto mehr; denn darin liegt ja eben der geheimnißvolle Reiz der weiblichen Herzen, daß es sich mit besonderer Vorliebe an den Unglücklichen anhängt.

Das Schicksal hatte sie auf eine merkwürdige Weise zusammengeführt, sie hatten nämlich im Sperrstüb des Theaters nebeneinander gesessen.

Aber wie Hugo zu einem Sperrstüb kam, darin lag eben das Merkwürdige.

Offenbads klassisches „Barter Leben“ sollte gegeben werden, aber eine Sängerin erkrankte und kurz vor der Vorstellung war Goethe's „Iphigenie“ eingeschoben worden.

Die Frau Hofapotheker war empört. Sie hatte heute ihren Theaterabend und hatte sich so sehr auf ihren Liebsten Offenbach geireut. Und nun der veraltete Goethe'sche Kram. Dieser Wechsel greift ihre Nerven zu sehr an, alle Theaterlust war ihr vergangen. Das Willst wurde ausgesetzt wie lautes Bier, aber es fand sich lange niemand, der es geschenkt nahm, bis die Liebe an Hugo, den jüngsten Gesellen in der Offizin, kam, der mit beiden Händen zugriff.

Er war ein poetischer Jüngling und liebte Goethe, denn er hatte schon einmal in der Schule „die wandelnde Glocke“ deklamirt. Im übrigen konnte er ihn freilich nur per Nomen, von weitem, obwohl er innerlich stets den Hut vor ihm abzog, wenn er am Schaulustiger einer Buchhandlung auf einem Bücherstapel las: „Goethe's Verse.“

Auch Rosa's Mutter hatte in wunderbarer Seelenharmonie mit der Frau Hofapotheker an diesem Abend zugunsten ihrer Tochter auf das Theater verzichtet, und so waren die beiden nebeneinander zu sitzen gekommen.

Wer wollte darin das geheimnißvolle Walten des Schicksals verkennen?

Bis jetzt waren Hugo und Rosa noch harmlos durch das Leben gewandert — sie ihrem Pianino — er seinen Willen lebend. Nun aber sollten auch sie jenes allmächtige Gefühl kennen lernen, welches dem Hugen unserer raschlebigen Zeit folgen, auch an ihnen mit Dampfkraft arbeitete.

Nach dem ersten Akt entdeckte Rosa, daß sie ihren Theaterzettel vergerissen hatte und schaute suchend umher. Hugo warf einen Blick in ihr Auge und stürzte hinaus. Es war am vorletzten Tage des Monats; er hatte noch 14 Bf. im Vermögen — aber was thut die erwachende Liebe nicht? Stolz drückte er dem Bettelverkäufer sein letztes Altesstück in die Hand, stürzte zurück und überreichte ihr das gedruckte Zeugniß seiner stimmigen Anbetung. Sie sah ihn an mit einem Blick, so seelenvoll, so süß, daß es wie Syrup sein Herz umflutete.

Im nächsten Zwischenakt erschlossen sich ihre Lippen und als der Vorhang sich wieder hob, wußte er bereits, daß ihr Vater einen Orden hatte.

Einen Augenblick schmetterte ihn diese Eröffnung nieder, aber bald hob ihn die Spannkraft der Jugend wieder hoch.

Konnte er nicht auch noch einen Orden erhalten? Er war ja ein Deutscher! Und Hugo liebte getrost weiter.

Aber auch Rosa fühlte, daß ihr der Jüngling nicht gleichgiltig war, und als er ihr während des dritten Zwischenaktes Namen und Stand aufzählte, gelobte sie sich sofort innerlich, daß sie morgen bereits irgend eines Medicamentes bedürfte, welches nur in der Apotheke zu haben sei, wo er Mörser und Stößel handhabte.

Alles geht gut zu Ende, auch Goethe's Iphigenie, und als der Vorhang zum letzten male fiel, da waren sich Hugo sowohl wie Rosa still bewußt, daß während oben auf der Bühne das Schicksal des Tantalos'schen Geschlechtes seinen versöhnenden Abschluß fand, unten im Parquet auch ihre Herzen einen Schicksalstag gehabt hatten.

Noch einen Blick, süß wie das süßeste Geheimniß seiner Apothekersächeln, schickte er der Angebeteten nach, als sie vor der Thüre des Theaters von einer robusten Magd in Empfang genommen wurde, dann lenkte er seine Schritte heimwärts und träumte oben in der Dachkammer unter Kamillen- und Lavendeldüften den ersten Liebestraum.

II.

Sechs Wochen waren, wie oben bemerkt, seit jenem Iphigenienabend verfloßen, und die Leidenschaft der Liebenden hatte während dieser Zeit eminente Fortschritte gemacht. War es auch dem Jüngling Hugo nicht vergönnt gewesen, die Jungfrau seiner

Wahl nochmals im Theater zu treffen, da ihm Fortuna, das launenhafte Weib, nur einmal ein Sperrstübillet belcheert hatte, war er auch nicht so glücklich gewesen, irgendwie Zutritt in das Haus des ordengeschmückten Leo Böb zu erhalten, so hatte doch die erfindliche Liebe ein Mittel entdeckt, einen zwar stillen, aber dauernden Gefühlsaustausch herzustellen, und englisches Brausepulver, Heftpflaster, Gold-Creme, Rosenwasser, Mandelmilch, Brustbonbons und viele andere Dinge bildeten das Fundament für die Leiter, auf welcher Rosa und Hugo zum höchsten Glück emporschlüpfen.

Sie hatte nämlich plötzlich alles dieses nöthig, und war ihr auch früher das Innere einer Apotheke ein Buch mit sieben Siegeln gewesen, so waren doch diese Siegel jetzt gelöst, und jeden Abend studirte sie in dem pharmazeutischen Breitscourant, was sie am anderen Tage in der Offizin verlangen sollte, wo er seine Liebesbesüzer in die Willen drehte, und beim Aufblasen der Theedüsten ihren süßen Namen hineinschauchte.

Dieser Breitscourant ruhte unter ihrem jungfräulichen Kopfkissen — war er doch das einzige Geschenk, welches die Hartheit seiner Liebe und die Magerkeit seiner schwindsüchtigen Börse sich bis jetzt erlaubt hatten.

Ah, wenn er ihr das Gewünschte überreichte, und dabei einen jener undefinirbaren, zarten Händedrücke als Contrebande nebenbei an ihre Adresse schmuggelte, wenn er ihr mit den Brausepulvern die vielgeliebten Worte auflöste: „Wünsch' wohl zu bekommen, mein Fräulein,“ oder, falls sie allein waren, ihr das Heftpflaster mit seelenvollem Blick übergab und den poetischen Wunsch hinzufügte: „O, Rosa, wer wie dieses beneidenswerthe Pflaster ebenfalls um Ihre süßen Finger gewickelt werden könnte!“ — ja, das waren glückliche Augenblicke in ihrem jungen Leben! Befelgt eilte sie nachhause und schmelzender erklang durch die offenen Fenster der Donauwalzer, in welchen sie alle Lust und allen Schmerz ihrer Liebe legte, hinaus auf die Straße, daß die gefühllosen Gunde lauter bellten und die Nachbarn mehr denn je schimpften:

„Wenn nur der Teufel das verfluchte Geklimper holte!“

Profiante Welt! — — — — —
Er aber konnte nach solchen Momenten träumerisch über einer Affa-Predita-Würche gelehnt stehen, den würzigen Duft einathmen und mit leuchtenden Augen hinausblicken auf die Straße, wo Rosa entschwinden war, bis ihn die Stimme eines Schulfreundlings aus seinem Traume weckte und die Worte an sein Ohr schlugen:

„Für drei Pfennige Baldrianthee!“

Allein, wie ja bekanntlich der Mensch stets nach Höherem verlangt, so konnte auch Rosa und Hugo dieses Stadium ihres Glückes auf die Dauer nicht genügen, sie verlangten nach etwas Solidere — sie wollten heirathen.

Glückselige Jugend, die sich noch ahnungslos demjenigen Gefühl hingibt, welches in der beforchten Brust eines Leo Böb längst zum Fremdling geworden ist — der uneignungsbüßigen Liebe.

Der Ex-Ochsenhändler hatte keine Ahnung von den zarten Trieben, die das Herz seiner einzigen Tochter besaßen, und während sich diese hoch oben am siebenten Himmel ein lauschiges Nischen aushaute, wo sie mit ihrem Hugo eine kleine Apotheke gründen und ihrer jungen Liebe leben wollte, sah er über seinen Staatspapieren, gab sich der anstrengenden Arbeit des Kuponsabschneidens mit aller Gewissenhaftigkeit hin und spähte im Geiste unter den jüdischen Söhnen des Landes umher, um denjenigen zu finden, welcher ihm schmer genug dünkte, seine Rosa durch das Leben zu tragen.

Und gerade als er an Venno Silberstein dachte und überlegte, mit wieviel er wohl das Geschäft des Glücklichmachens seiner Tochter mit dem Vater Venno's, seinem steinreichen Geschäftsfreund, abschließen könne, erwachte Hugo, dem die verzehrende Liebe den Muth des Wahnsinns verliehen hatte, und warb um Rosa's Hand.

Es giebt Augenblicke und Situationen im Leben, gegen deren Schilderung das zartbelebte Gemüth des Dichters sich sträubt — Augenblicke, wo der Held des Romans von seiner idealen Höhe herab und in die tieferen Regionen der gewöhnlichen Menschheit hinuntersteigt.

Auch Hugo erlebte einen solchen Augenblick — halten wir uns nicht lange bei demselben auf.

Eine Viertelstunde nach seinem Erscheinen in dem Geschäftshaus Leo Böb's stand Hugo vor der Thüre desselben, aus welcher ihm eben sein neu aufgebügelter Hut nachgeflogen war, und während er, Verzweiflung im Herzen, den Vermeil seines Fracks abwusch, mit dem er bei seinem haitigen Rückzug die Wand gestreift hatte, verhällte der Genius der Jugendliebe trauernd sein Haupt. (Schluß folgt.)

Bunte Zeitung.

* Der Zucker. Der Zucker ist durchaus nicht — wie man wohl glauben sollte — seit undenklicher Zeit so stark im Volksgebrauche wie heute. Im Gegentheil — er war viele Jahr-

hunderte lang nur ein Genussmittel der allerreichsten Leute; die ärmeren aber versüßten ihre Speisen mit Honig, der im Grunde genommen eigentlich besser ist. Die alten Griechen und Römer bezogen den Zucker zugleich mit Hasen, Kampher, Aloe und Ingwer aus Arabien, denn der Rohzucker war in Indien und

Arabien seit den ältesten Zeiten bekannt, anfangs nur als Arznei gebraucht, fand er dann aber durch die Araber im Abendlande Verbreitung, so daß sein Gebrauch auch in die Küche geriet und Anlaß gab zu dem Sprichwort: „Zucker verdirbt keine Speise.“ Im zwölften Jahrhundert wurde das Zuckerröhrl auf den Inseln des Mitteländischen Meeres angepflanzt. Besonders berühmt war im Mittelalter der Malteser oder „Melis“-Zucker von der Insel Melite (Malta) und der „Kandis“-Zucker von der Insel Kandia oder Kreta, woher ihn die Venetianer bereits im zwölften Jahrhundert in den Handel brachten. Im Anfange des 15. Jahrhunderts wurde das Zuckerröhrl nach Madeira und den kanarischen Inseln und im Jahre 1506 auch schon nach Westindien und auf die Insel Sankt Thomas verpflanzt. Der Kandiszucker übertraf den Meliszucker an Reinheit ganz erheblich. Da bei uns zu Lande der Zucker ursprünglich nur zu Heilzwecken benutzt wurde, so rechnete man alle Zubereitungen, zu denen Zucker erforderlich war (auch nachdem dieser lange schon zu einem allgemeinen Genussmittel geworden war) noch eine geraume Zeit zu den Apothekerwaaren. In vielen Gegenden Deutschlands auf dem platten Lande kauft man noch heute süße Bektchen und kleines Konfekt in den Apotheken. Zucker ist heute noch, trotzdem seine Verwendung sich ins Ungeheure gesteigert hat, mehr oder weniger ein Luxusartikel; man kann ihn entbehren, wenn man will; ja Kaffee ohne Zucker schmeckt manchem noch besser als mit Zucker. So ist er ein Maßstab für den wachsenden Wohlstand der Völker geworden und auch ein Maßstab für die wachsende Ungesundheit, denn Zucker, im Uebermaß genossen, wirkt wie starkes Gift, und somit gehört er thatsächlich auch heute noch in die Apothek.

* **Das Schiff der Zukunft**, wie es jetzt in England projektirt ist, soll über 300 m lang und 150 m breit werden, also einen Flächeninhalt von rund 50,000 qm oder 500,000 Quadratfuß einnehmen. Obgleich die bisher gemachten Erfahrungen nicht für solche Riesenschiffe sprechen, da ihre Beweglichkeit stets viel zu wünschen übrig ließ, so hofft man doch, durch die Fortschritte, welche die Technik in den letzten zehn Jahren gemacht hat, alle Schwierigkeiten zu überwinden und mit dem Meilenkoloss ungefähr ebenso schnell zu fahren, wie mit den jetzigen Schnell-Dampfern. Ob sich dies erfüllen wird, ob sich auch die Hoffnung bewähren wird, daß die Riesenden auf dem Meeresdampfer, da derselbe kaum schwankt, von der Seekrankheit verschont bleiben werden, wollen wir abwarten, von Interesse ist aber eine bei diesem neuen Riesenschiff geplante Einrichtung, welche bestimmt ist, den Aufenthalt des Schiffes in den Zwischenhäfen abzukürzen. Das Meilenschiff soll nämlich kein Vollschiff in dem Sinne sein, daß die ganze Fläche von 500,000 Quadratfuß von dem Schiffsraum ausgefüllt wird, sondern es soll in der Mitte ein freier Raum, so zu sagen ein See-Dock bleiben, zu welchem man durch eine Seitenöffnung, die natürlich wasserdicht verschließbar ist, gelangen kann. In diesem Dock befinden sich Leichterschiffe, welche die Stelle mitmachen, und es werden nun während der Fahrt in diese Leichterschiffe die Waaren geladen, welche im nächsten Hafen ausgeladen werden sollen. Kommt das Schiff nun im Hafen an, so werden die Pforten der Docks geöffnet, die kleinen Schiffe fahren heraus und sofort fahren die dort bereitstehenden ähnlichen Schiffe, welche die für das Meilenschiff bestimmten Waaren enthalten, in das Dock hinein, die Thore werden geschlossen und das Meilenschiff dampft weiter. Man hofft, diese ganze Operation in Zeit von einer halben Stunde zu erledigen. Bestätigt sich dies, so würde damit allerdings ein großer Gewinn an Zeit bei dem Ein- und Ausladen in den Zwischenhäfen entstehen, und dies allein ist schon geeignet, die Aufmerksamkeit auf das neue Projekt zu lenken.

* **Das Schmiedehandwerk in Rußland** wird bloß einseitig erlernt. Es giebt Hufeisenanfertiger, Hufeisenaufläger, Zuschläger, Hufschläger, die es bleiben diese Menschen bis an ihr Ende, das Bestreben vorwärts zu kommen liegt nicht in dem Charakter der russischen Schmiede. Wünscht ein Besitzer sein Pferd zu beschlagen, so geht oder schickt er zum Schmied, damit dieser erst vorher Maß von den Hufen oder alten Eisen nehme. Hierzu benutzt er ein Stückchen Holz aus einem Besen, schneidet es an dem einen Ende gerade, legt es von der Kruppe des Eisens nach hinten an das Stollenende und markirt daselbst die Länge, alsdann mißt er die Weite der Stollen und markirt wieder, und endlich mißt er quer über das Hufeisen von inneren zum äußeren Rand an den hintersten Nagelöchern und markirt die Weite des Eisens durch kleine Einschnitte, welche er in das Holz macht. Will der russische Schmied ein Pferd beschlagen, so nimmt er sämtliche Instrumente, welche er bei dem Abnehmen der Hufeisen und bei dem Zubereiten der Hufe nöthig hat, in eine Hand, geht alsdann nach dem Kopf des Pferdes und fängt mit letzterem an zu sprechen und spricht ununterbrochen fort, so lange die Ausführung des Beschlages dauert. In der Regel fängt er an einem Vorderfüße an zu arbeiten, nimmt dann die Hinterfüße und endigt bei dem anderen Vorderfüße. Fängt er z. B. bei dem linken Vorderfüße an, so streicht er das Pferd vom Kopf bis nach und nach herunter zu dem Fuße. Läßt sich das Pferd dies gefallen, so legt er die Instrumente dicht neben den Fuß, fahrt mit

der rechten Hand um das Fesselgelenk und mit der linken beugt er das Vorderfußwurzelgelenk nach vor. So wie nun das Pferd den Fuß lockert, so hebt er ihn in die Höhe, dann faßt er mit der rechten Hand an der Rehe des Quers an, läßt ihn etwas lauff herunter und streicht mit seinem linken Fuß über das Schienbein des Pferdes hinweg, nimmt alsdann den Fuß des Pferdes zwischen seine Oberknie, stellt seine Füße etwas weit auseinander, damit er festen Stand hat, und fängt alsdann an das alte Eisen herunter zu nehmen. Hat der russische Schmied bei dem Aufertigen der Eisen das richtige Maß getroffen, so beschlägt er nicht schlecht, aber das kommt selten vor, weil der Schmied, der die Eisen aufschlägt, sie nicht anfertigt. Im umgekehrten Falle kann wieder der Schmied, der die Eisen schmiedet, sie nicht aufschlagen.

* **Aus alter Zeit.** Kulturhistoriker wollen an dem zarten Geschlecht unserer Tage hier und da eine stark entwickelte Neigung zum Weibchenleben beobachtet haben. Inbezug war diese Neigung auch der hohen Weiblichkeit früherer Zeiten nicht eben fremd. So wendeten sich im Jahre 1575 „die aus gemeiner Bürgerchaft“ — jetzt sagt man Stadtverordnete — zu Vorna an den Rath mit dem Gesuch, „daß den Weibern am Abend die Biergassen verboten sein sollten, in Ansehung, daß daraus allerhand Unrecht und Beschwerung nicht allein dem Wirthe, sondern auch den Weibern, so die Beche für sie bezahlen müßten, entstünde. Und während die Weiber saßen und zechten, ging's dabein in Haus und Hof übel zu mit dem Gelinde und den Kindern.“ Die Chronik sagt jedoch hinzu: „Es hat aber solches nit viel helfen wollen, und mag wohl derer Weiblein Einrede das Meiste dazu beigetragen haben.“ Also — es wurde weiter getheilt.

Ein Kenner des weiblichen Geschens. Im Café plaudern zwei Freunde über ein neues Projekt, und zum Schluß der Unterhaltung sagte der eine: „Dein Plan gefällt mir sehr, aber — wird deine Frau darauf eingehen?“ — „Gewiß. Ich ersähle ihr, du hättest mir das Projekt vorgeschlagen und ich fände es einfach blödsinnig.“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

h. Berlin, 2. Jan. Mit einem frühlichen Lagererfolg stärksten Kalibers haben gestern die Wallnertheaterpieler im „Velle-Alliance-Theater“ das neue Jahr begonnen. Der vieraktige Schwank „Mein Freund Lehmann“ von O. Klaußmann und Fritz Brentano hat schon früher unter dem Titel „Alfreds Briefe“ im „Wallner-Theater“ besterles Besagen gewendet und eine beträchtliche Reihe von Wiederholungen erlebt. Durch die Aufführung hat der ausgelassene und anpruchslöse Spaß noch gewonnen. Mehr als in den meisten deutschen Boffen findet man hier von jener Tollen und jeder Wahrscheinlichkeitsrückficht fed sich entziehenden Fügellofigkeit, die den französischen Farcen ihren Reiz giebt. Wie Herrn Berner in Folge seiner nächtlichen Bummelfahrt der „Wollmensch“ Lehmann ins Haus geschneit wird, wie dieser Normalmensch in dem Violin-Virtuosen mit dem langen, spanisch klingenden Namen einen alten Bekannten aus — Snowrazlaw entdedt, das ist ebenso übermüthig geschilbert wie das blöde Treiben in dem musikalischen Salon und die wilde Gekjad nach Alfreds verhänglichen Briefen. Das Publikum — ziemlich dasselbe, das sich am Vorabend im „Leising-Theater“ bei zwei französischen Boffenfabrikanten arg gelangweilt hatte — ließ sich das leicht verbauliche Ragout der Herren Klaußmann und Brentano vortrefflich munden. Geipielt wurde von den Wallnerianern meisterhaft. Guthery als auf Abwege gerathener Gekrüppel, Metkner als Wollmensch mit der Maske des seelenleehenden Professor Jaeger, Alexander als schüchternen Affessor heimsten den Löwenanteil des Beifalls ein.

— **Kleine Theater-Nachrichten.** Am Hoftheater in Kassel kommt demnächst ein fünftaktiges Drama des Helgendarstellers und Regisseurs der genannten Bühne, Gustav Thies, zur ersten Aufführung. Dasselbe, in fünfjähigen Jamben geschrieben, betitelt sich „Ezzelin“ und behandelt die Zeit des Hohenstaufenkaisers Friedrich II. — Dr. Karl Stegens Neubearbeitung von Kleists „Räthchen von Heilbronn“ hat nun auch am Neujahrstag auf der neuerichteten Bühne des Münchener Hoftheaters einem Telegramme von dort zufolge einen entschieden großen Erfolg errungen; die Münchener Bühne ist bereits die zehnte, welche die Bearbeitung zur Aufführung gebracht hat.

— Die erste Balletmeisterin an der pariser komischen Oper Frau Louise Marquet, ist am Montag am Magenkrebs gestorben. Sie galt als eine der schönsten Frauen von Paris und glänzte in den Jahren 1850 bis 1880 als eine der ersten Tänzerrinnen der Großen Oper. Im Jahre 1880 zog sie sich von der Großen Oper zurück und trat als Balletmeisterin zur komischen Oper über. Sie war die Schwester von Delphine Marquet, die, anfänglich ebenfalls Tänzerin, später Schauspielerin wurde und lange Zeit mit großem Erfolg am Theater français wirkte.